

„Lehrer sind mehr als Wissensvermittler“

Gaston Ternes über die Banalisierung des Berufs in der öffentlichen Wahrnehmung und warum das ein Paradox ist

Von Michèle Gantenbein

„Die sollen sich mal nicht so anstellen und tun, wofür sie sehr gut bezahlt werden und dazu noch viel frei haben“, sagen die einen. „Lehrer zu sein ist hart, und viele brennen innerhalb von wenigen Jahren völlig aus“, sagen die anderen. Über kaum einen Berufsstand gibt es so unterschiedliche Ansichten wie über den des Lehrers.

Gaston Ternes ist seit anderthalb Jahren im Ruhestand. Der ehemalige Mathematiklehrer und Schuldirektor hat Zeiten erlebt, als Lehrer auf Anerkennung und Wertschätzung zählen konnten. Das Lehrstudium hatte einen ähnlichen Stellenwert wie ein Medizin- oder Jurastudium. Das ist heute nicht mehr der Fall. Ternes spricht von einer Banalisierung des Lehrberufs in der öffentlichen Wahrnehmung, „so als könnte jeder den Beruf ausüben, der einmal eine Schule besucht hat“.

Ein Paradox, denn der Beruf sei viel komplexer als noch vor 40 Jahren, so der ehemalige Direktor des Lycée Aline Mayrisch. „Lehrer verbringen nur noch ein Viertel ihrer Arbeitszeit in der Klasse. Sie sind keine reinen Wissensvermittler mehr. Sie begleiten Schüler, müssen ihre Unterrichtsmethoden diversifizieren, sich mit den neuen Technologien befassen, sich weiterbilden und an Schulprojekten teilnehmen.“ Aufwendige Unterrichtsvorbereitungen, eine höhere Prüfungskadenz, mehr Programminhalte und strenge Korrekturbestimmungen, all das kumuliere sich und schaffe schwierige Arbeitsbedingungen. „Es wird aber in der Lehrer-Tätigkeit nicht berücksichtigt. Der Aufwand für die Korrektur einer Literaturarbeit steht in keinem Verhältnis zum eigentlichen Kerngeschäft“, sagt Ternes.

● Die Kompensierung ist eine totale Absurdität.

Die Lehrer-Tätigkeit müsse unbedingt an die veränderten Bedingungen angepasst werden, sagt er. Dazu gehöre auch, dass Weiterbildung während der eigentlichen Unterrichtszeit möglich sein muss. Dafür seien dann Strukturen notwendig – beispielsweise Ausbildergruppen –, die dafür sorgen, dass die Schüler nicht darunter leiden, wenn ein Lehrer mal drei Tage nicht unterrichtet, weil er an einer Schulung teilnimmt. Ternes ist überdies überzeugt, dass den Schulen eine größere Flexibilität in Bezug auf die Profile guttäte. „Schulen brauchen auch andere berufliche Profile – Pädagogen, Soziologen, Ingenieure ..., zeitbegrenzt auch Eltern, die sich aufgrund ihrer beruflichen Erfahrung für bestimmte Missionen in der Schule eignen.“

Lehrer verzweifelt gesucht

Das Schulwesen hat seit Jahren mit einem Lehrermangel zu kämpfen. Und die Not wird immer größer. Gaston Ternes hat Erklärungen hierfür: Die schwierigen Arbeitsbedingungen, der Druck, das Gefühl, ständig der Kritik ausgesetzt und im Brennpunkt von etwas zu sein, das viele als trivial empfinden, motiviere junge Menschen nicht unbedingt dazu, sich für den Lehrberuf zu entscheiden. „Viele suchen sich mit ihrem Master lieber andere Arbeitsgebiete aus“, ist er überzeugt. Und auch der erleichterte Zugang zum



„Wir brauchen eine Debatte über die Lehrer-Tätigkeit und über das, was in der Schule wichtig ist und vermittelt werden muss. Diese Debatte vermisst ich komplett“, sagt Gaston Ternes.

Foto: Lex Kleren

Beruf über die Quereinsteigervariante fördern nicht gerade das Ansehen des Lehrberufs. „Wir dürfen auf keinen Fall die akademischen Bedingungen herunterschrauben“, warnt Ternes. Kurzfristig würden sicherlich mehr Lehrer rekrutiert, langfristig aber würde das der Attraktivität des Berufes schaden.

Wo der Hebel angesetzt werden sollte

„Unser Schulsystem ist nicht so schlecht, wie es immer dargestellt wird“, sagt der frühere Schuldirektor. Vergleiche mit dem Ausland würden das belegen. Vieles habe sich in den vergangenen Jahrzehnten verändert, aber nicht alles, was geändert wurde, sei dienlich: das Kompensierungssystem zum Beispiel, „eine totale Absurdität“. Es sei völlig unsinnig, einen Notendurchschnitt von 20 Punkten in einer Sprache durch eine gute Note in Mathematik auszugleichen, „weil Defizite, die sich über Jahre hinziehen, unüberwindbare Hürden verursachen“. Die Kompensierung sollte auf Grenzfälle reduziert werden, „über die

der Klassenrat entscheidet, mit Blick, was für den Schüler das Beste ist“. Vor allen Dingen aber bräuchten die Schüler Angebote, die ihnen helfen, ihre Defizite aufzuarbeiten.

Auch bei der Bewertung der Schülerleistung sieht Ternes Handlungsbedarf. Statt immer mehr Wissen zu testen, sollte die Schule sich darauf besinnen, was die wichtigen Grundlagen beziehungsweise die großen Themenblöcke sind, die vermittelt werden sollen. Die neurowissenschaftliche Forschung habe gezeigt, dass es schädlich ist, Schüler durch ständiges Prüfen unter Stress zu setzen. „Sie sind dann nicht aufnahmefähig für andere Inhalte.“ Ternes hält formative, also förderorientierte und prozessbegleitende Bewertungsmomente, für weitaus sinnvoller als herkömmliche Prüfungen, bei denen die Schüler Wissen kurzzeitig speichern, reproduzieren und dann wieder vergessen. „Die Klassenprüfungen sind nur eine von mehreren Möglichkeiten zur Prüfung von Schülerleistungen; Portfolioarbeit, Eigenproduktionen von Schülern, Prä-

sentationen sind weitere.“ Auch die Einführung von Semestern würde zur Entschleunigung beitragen, ist Ternes überzeugt.

Die Sprachproblematik

Eine Frage, auf die die Politik in Luxemburg noch keine befriedigende Antwort gefunden hat, lautet: Wie gehen wir mit dem Sprachunterricht um? Die Probleme, die besonders Luxemburger Schüler mit der französischen Sprache haben, werden eher größer als kleiner. Ternes sieht auch hier im differenzierten und individualisierten Sprachunterricht eine Lösung. Ab der Oberstufe sollte das Angebot zweigeteilt werden: Langue forte mit Schwerpunkt literarische Texte und Langue appliquée mit Schwerpunkt Sprachgebrauch. Mehrsprachigkeit sei mehr denn je eine wichtige Kompetenz, „was nicht heißt, dass Schüler alle Sprachen auf dem gleichen Niveau beherrschen müssen“. Ternes hält überdies eine groß angelegte nationale Debatte für überfällig, bei der geklärt wird, was wichtig ist und in die Programme gehört und was nicht. Schule brauche innovative Konzepte und Ideen. „Wir sollten uns jedoch darauf einigen, was zum minimalen Package eines Abiturienten gehört und dann Möglichkeiten der Perfektionierung erörtern“.

● Das I ist ein Arbeitsinstrument wie früher der Taschenrechner oder das Wörterbuch.

Eine nicht minder große Herausforderung ist der Umgang mit den unterschiedlichen Leistungsniveaus der Schüler. Ternes plädiert für einen differenzierten Unterricht auf den unteren Klassen, besonders in den Sprachen, damit alle unabhängig von ihrem sprachlichen Hintergrund Fortschritte erzielen und gemäß ihren Fähigkeiten gefördert werden. Die Frage ist: Wie kann Unterricht organisiert werden, um allen Schülern gerecht zu werden? Um das zu erreichen hält Ternes temporäre Leistungsgruppen für sinnvoll, mit einem höheren Personalschlüssel, zum Beispiel sechs Französischlehrer für vier Klassen.

Übertriebene Spezialisierung

Ihn wundert überdies, „dass wir uns nicht mehr Gedanken über das fächerübergreifende und kontextgebundene Lernen machen und stattdessen immer mehr spezialisieren. Wir haben eine übertriebene Spezialisierung in der Sekundaroberstufe“, so seine Feststellung. Er hält Systeme mit breiteren Themenangeboten (in der Oberstufe) für geeigneter als jene, die übertriebene Spezialisierungen anbieten. „Wir dürfen nicht den Fehler machen, aufgrund eines augenblicklich festgestellten Mangels gezielt Spezialisten auszubilden, zum Beispiel Informatiker im Bereich Kommunikation. Das ist ein zu enges Spektrum.“ Statt eine neue Sektion Informatik zu schaffen, hätte er das I in die bestehenden Sektionen integriert. „Weil heute in keinem Bereich auf das I verzichtet werden kann. Das I ist ein Arbeitsinstrument wie früher der Taschenrechner oder das Wörterbuch.“